

Nr. 13. Bromberg, den 18. Januar. 1934



Roman von Hans Friedrich Blunck.

(7. Fortsetzung.)

6.

Die Hamburger haben keine große Chroniken geschrieben, sie glaubten, daß ihre Toten für sie zeugen würden. Sie haben sich auch wenig um Sachsenspiegel, Küren und Festen bekümmert. Die Stadt hatte seit Barbarossas Zeit ihre Reichsfreiheit; Rat und Wittigsten sprachen Recht und Gesetz. In den hundertfünfzig Jahren der alten Verfassung waren indes beide Gewalten mehr und mehr in eins verschmolzen; ein neues Bürgertum war von unten herauf gereift, das sich stärker fühlte und auf Anteil an der Herrschaft drang. Die Ämter pochten am Ratsgestühl. Aber die alten Geschlechter wehrten sich kraft ihrer Macht, kraft des Gewaltigen, das sie für die Stadt geleistet hatten.

Hoyer fand Hamburg bei seiner Rückkehr gärender, zerfallener, als er es verlassen hatte; der Vergleich in der Dithmarschen Fehde hatte keine Versöhnung gebracht. Seine eigene Stellung war von zwei Seiten erschüttert. Dem Volk waren in seiner Abwesenheit wilde Prediger erstanden, die schüttelten und reizten es auf gegen jedwede Ordnung. Herr Johannes Hoyer aber hatte dem Neffen im Namen des Rates mit bittersten Worten seine Teilnahme am Dithmarscher Feldzug verwiesen.

Schon dachte der Hauptmann daran, sein Fähnlein zu sammeln und wieder in die Welt zu ziehen. Aber so rasch er sich sonst entschloß, so hart ward's ihm diesmal. Demütigend trafen ihn, den Unbotmäßigen, die Mahnungen der Grauköpfe; aber noch schwerer hätte ihn die Abkehr von der Stadt verwundet und von dem, was sie verkörperte.

Er versuchte sich zu überlisten. Einmal, als er von einem neuen Krieg der Schweden gegen König Erich hörte, gedachte er sich Karin Svendson zu fangen, die schöne Karin, die ihm vor Jahren geneigt gewesen war. Er hatte sie als Student in Bologna kennengelernt, hatte sie in Schweden unter den Gefangenen ausgelöst und flüchten lassen. Er hatte auch den Spott des Kopenhagener Hofes gehört über den Krummen, der seine Augen zu einer Verwandten des Königs erhoben hatte. Das war eine Wunde, die sich nicht schloß unter seinen Narben.

Die Erinnerung an Frau Karin verblaßte indes, wenn er vor dem leeren Hause der Wicherts entlang ritt, wenn er ein Wort über die Hamme hörte oder nächtens davon träumte, wie die Frauen zu Herzog Geerd kamen und wie Avelke Wichert ihn verließ.

Die Tage liefen Schritt um Schritt, wie Spuren im Sand, die der Wind verweht. Hoyer blieb einsam und ohne Freunde. Den Männern des Alltags war er zu grüblerisch; nur Wicleffs Freund, der Reformator Johannes Fritze, hielt länger bei ihm aus, oder, wenn er einen Fiedler bewirtete, der alte Ratsschreiber Tunderstede.

Die Frauen mieden ihn. Heino Brands Weib versuchte ihn eine Zeitlang in ihr Haus zu ziehen. Er kam mehr, als ihrem Ruf gut war, aber seine Augen blieben stumpf vor ihren Reizen.

Die Spannung in der Stadt wuchs indessen, das Nachgeben des Rats hatte das Volk begehrlich gemacht. Unzufriedenheit herrschte, die Zuchtlosigkeit wuchs. Die gastliche Aufnahme der in Lübeck vertriebenen Geschlechter erbitterte die Zünfte aufs äußerste; die Politik des Rats, der versuchte, Hamburg zum Haupt der Hansa zu machen, fand keinen Widerhall, die inneren Kämpfe überwogen die Freude an staatlicher Größe. So sanken Macht und Ansehen der Stadt; die Seeräuber erhoben wieder ihr Haupt und die Elblandschaften, die sich gerade damals um Hamburg zu sammeln und zu einigen begonnen hatten, wurden der Zwiste müde und bröckelten ab.

Hein Hoyer verfolgte mit wundem Herzen die Vergeblichkeit der Arbeit des Rats, er sah die Ziellosigkeit in den guten Wünschen des Volks und wurde bitter gegen beide. Einmal raffte er sich auf, versuchte mit Fritze und Tunderstede zusammen ein Bild staatlichen Lebens aufzustellen und arbeitete sechzig Artikel aus, die er sich als Vertrag zwischen Rat und Bürgern dachte. Aber sie waren dem einen zu wenig, dem andern zu viel.

Es ging damals eine wilde Bewegung durch den Norden Europas, die Not und Übersättigung ausgleichen wollte, oder, mehr noch, die glückhafte Lebensarmut aller Menschen predigte. Mitunter sehnte sich Hoyer nach ihrer Brüderlichkeit, dann wieder stieß sie ihn, den Eigenbrötler, ab. Er machte keinen Hehl daraus, weder aus dem einen noch aus dem andern, darum fiel ihm wenig neue Freundschaft zu. Manche, die auf ihn gehofft hatten, wandten sich von ihm ab und er suchte sie nicht.

Er selbst fühlte sich nicht verlassen. An Sonntagen ritt er ohne Begleiter weit über Land, über die Ährenfelder, durch die der Wind in dunklen Strichen fuhr, zum Strom, an dem die grüne Luft vom Meer herauffuhr, oder ins Moor, über dem die Abende wie feurige Sümpfe brannten.

An dunklen Tagen wanderte er zu Heino Brand.

Der Regen fällt eintönig, ohne Ende und Anfang.

„Erzählt mir", bittet Heino Brands Weib, und blickt lächelnd nach draußen, „erzählt mir doch, Herr Hoyer, was Euer Herz zuletzt von Frauen erfuhr." Ihre weiße Stirn spannt sich, das rotblonde Haar quillt über die Schläfen und gleitet in dichten Knoten in den Nacken.

„Euer Herz —"

„Ich fand keine Frau, die's mir füllte."

„Ich sah Euch neulich vor der Salzkammer mit einer Jungfrau sprechen."

Hoyer schüttelt gleichmütig den Kopf. „Ihr irrt!"

„So liebt Ihr die Jungen nicht; ach ja, sie sind launisch wie Kinder, die zahmen." Frau Brand hebt die geschlitzten pelzgeränderten Ärmel, ihre blaugeäderten Ellenbogen liegen schwer und weiß auf dem Samtkleid. „Erzählt, ich bitte Euch, unterhaltet mich!"

Hoyer lächelt und trinkt aus seinem Becher. Ein Wohlsein füllt ihn, der Wein und der Duft von Rosen-

wasser, der ihn umgibt, tun ihre Wirkung. Er seufzt: „Ich vermag nichts zu erzählen, ich bin nicht geschaffen, Frauen zu erfreuen." Seine Gedanken laufen im Kreis von Karin Svendson zu Avelke Wichert. Einige verworrene Gesichter bleiben dazwischen, er erkennt sie nicht.

„Ihr seid noch zu ruhlos", mahnt Frau Brand und tritt vom Fenster zu ihm an den Tisch, „Ihr seid in ewigem Wettlauf mit Euch selbst; wohin fahrt Ihr?"

Der Hauptmann wehrt die Fragende mit blicklosen Augen ab. Einmal denkt er, wie's wohl wäre, wenn sie die Hände um seinen Hals legte. nur ein Aufschauen lang.

Die Frau sieht sein Haupt sich wiegen. Ihre Arme berühren ihn spielend, die Gestalt reckt sich ein wenig, ganz leise, wie in Gedanken an ein Wohlbehagen.

„Ich fragte, wohin Ihr strebt, Hauptmann!"

„Ich weiß kein Ziel."

„Aber Ihr lebt, Ihr handelt, Ihr habt Gesetze, nach denen Ihr forscht!"

Hoyer schüttelt den Kopf, seine Augen schließen sich. Dann sieht er Avelke in der Hamme, erschrickt und scheucht das Bild rasch, andere wuchern darüber hin.

„Ich zähle Brotbänke und Fleischschrangen und verhandle sie unter die Bürger. Was tät ich noch?"

Er starrt auf Frau Brands rasch gleitende Hände und auf die Goldstickerei ihres Gürtels, er blickt nach der kleinen Tür mit dem geschnitzten Riegel und erschrickt, seine Augen hatten ihn zugeschoben.

Eine Stimme näherte sich ihm, sie soll mütterlich klingen. „Freund, Ihr seid in den Jahren, wo man Frauen sucht. Dachtet Ihr nie daran, daß Wiegen gehen in der Stadt?"

„Mögen die Behaglichen Leben zeugen."

Das Weib lächelt: „Ihr sprecht von Brand?"

„Wie alt ist Euer Knabe?" muß Hoyer fragen.

„Er ist fünfzehn Jahre. Aber er ist Kaufmann wie sein Vater."

„Ihr wünscht's anders?"

Die Leidenschaft fliegt in ihr auf. „Einen wilden Reiter möcht ich und eine goldene Wiege für seinen Knaben."

„Warum soll es eine goldene Wiege sein?" spottet Hoyer trocken.

Ihre Augen glänzen mit jedem Aderschlag. „Bei Schiffbeck liegt eine vergraben. Holt sie mir!"

„Sucht einen Besseren als mich!"

„Einen Besseren?" fragt Frau Brand sehr langsam und böse. Um ihren Mund spielt ein rachsüchtiger Zug. „Ihr wißt, es muß ein Verfallener sein, der sie birgt. Ihr habt mitunter einen Schritt, Hoyer, als würde die Erde brennen, wenn Ihr darauf stampft."

Der Hauptmann lächelt und steht auf, es wird Zeit zur Heimkehr.

Langsam fällt die Tür hinter ihm ins Schloß. Der Mann wandert durch die krummen Straßen zum Burstah hinauf. Vorm Dom wartet der Klerus im Ornat auf den Magdeburger Erzbischof. Das Volk drängt sich gaffend und siebenklug; man spricht von Ketzerei, Herrn Wicleffs Lehren haben in Hamburg Boden gefunden.

Zu Haus angekommen, kleidet Hoyer sich um, wartet auf den Abend und geht ziellos zum Hafen. Unterwegs sieht er einen Fremden, der ihm bekannt dünkt und der nach seiner Kleidung wenig in die dunklen Twieten unterm Berg paßt. Er folgt ihm ohne bestimmten Zweck; im Schein eines Fensters erkennt er den Gesandten Brandsgaard. Da drängt es ihn zu wissen, was der Däne am Hafen sucht. Er gilt als vertrauter Freund König Erichs; der Rat ist wohl auf der Hut vor ihm. Brandsgaard verhält vor einem kleinen niedrigen Haus, schreitet weiter, kommt zurück und klopft im Vorbeigehen. Eine Tür öffnet sich, nimmt ihn auf und schließt sich rasch wieder.

Hoyer fröstelt, er will weitergehen, da treibt ihn die Unruhe, dem andern nachzuforschen; er lockert das Messer im Gürtel, sucht eine Seitentür und gelangt in den Hinterhof des Hauses.

Er wartet eine Weile, bis dicht über ihm ein Kerzenschein aufblinkt, um gleich wieder abgeblendet an den Scheiben niederzusinken. Männerstimmen sprechen aufeinander ein; dann kommen Schritte, Hoyer tastet sich eine Holztreppe hinauf und versucht sich im offenen Flur zu bergen. Aber man folgt ihm, und um nicht gesehen zu werden, klinkt er hastig eine Tür auf und zieht sie hinter sich ins Schloß.

Ein leiser Angstschrei dringt aus einem Alkoven, der Hauptmann springt mit einem Satz hinzu und herrscht Schweigen. Eine weibliche Stimme fleht, er verspricht flüsternd, niemand ein Leid zu tun, wenn sie antworte.

„Wer ist in der Nebenkammer."

„Es sind Herren von draußen gekommen, ich kenne sie nicht!"

Hoyer bewegt sich vor dem matt dämmernden Fenster. Ein leiser Ruf des Erstaunens:

„Herr Hoyer?"

„Schweig!"

„Ich hab Euch am Schatten erkannt, ich bin Gesche, Klaas Wessels Gesche!" Das Mädchen zieht ihn auf die Lagerkante und hebt sich halb.

„Ich will Euch sagen, was ich weiß. Die Männer kommen von See, es sind übel Berüchtigte!"

„Weißt du die Namen?"

„Ich will nachdenken. Der Baas sprach heute abend von einem Wittig, Geerd Wittig, mein ich!"

Hoyer knurrte halblaut; es ist einer der Seeräuber, die in der Schlacht gegen Störtebeker entkamen.

„Und Geerke Sott hieß der andere, sonst kenn ich keinen!" Gesche atmet rasch, ihr Haar fällt über Hoyers Hand, ihre Linke streicht leise über seinen Arm. „Aber Ihr verratet mich nicht?"

„Ich lohn es dir!" knurrte der Hauptmann. Seine Gedanken überhaspeln sich und arbeiten fieberhaft. Im Gang tappt der Schritt eines Wachmanns auf und ab.

„Waren sie schon einmal hier?"

„Noch nicht, Herr!" Ihr Arm streift seinen Hals und bleibt wieder auf seiner Hand ruhen. „Wißt Ihr" — die Stimme klingt anders, als käme sie tiefer aus dem Blut —, „wißt Ihr, daß ich jetzt keine Furcht mehr habe?"

„Gut, Jungfer!" antwortet Hoyer.

„Wer hätte an so hohe Gäste gedacht!" Sie lacht flüsternd dicht vor ihm und wartet auf eine Antwort. „Wenn Ihr durch die Straßen reitet, zählen die Jungfern ab, wen Ihr greifen werdet, und alle sagen, sie fürchten Euch. Aber Ihr schaut keine einzige an." Die Hände des Mädchens haben sich zu seinen Schultern erhoben; sie tut, als wollte sie sich furchtsam an ihn lehnen. „Nun ist der wilde Herr Hoyer in meiner Gefangenschaft."

Da werden in der Kammer nebenan ein paar Böcke gerückt; man hört die Männer langsam in den Gang treten und die Treppe suchen. Der Hauptmann löst die Arme auf seinen Schultern, seine Hand liegt am Messer, bis das Haus ruhig wird.

Dann steht er auf.

„Du willst gehen?"

„Ich gehe!" Er hört einen raschen Seufzer; die Hände, die ihn streifen, zittern. „Bleibt noch, man könnte Euch sehen." Und leise: „Ich hab Furcht — bleibt doch bei mir!"

Hoyer zögert ein Aufhorchen lang, dann wendet er sich und verläßt die Kammer, vorsichtig, wie er gekommen ist.

Noch in gleicher Nacht bespricht er mit den Herren vom Rat, was er erfahren hat. Man forscht nach den Vitaliern, aber man findet sie nicht. Den Dänen läßt man ungeschoren; es ist besser, die Trümpfe in der Hand zu behalten.

Die Zeit lief schleppend, schwer den kommenden Entscheidungen entgegen. Nirgends war Ruhe; die Rastlosigkeit der Erwartung, ein gedehntes Lauschen auf die ersten Gewaltsamkeiten spannte alle Sinne.

Nur Hein Hoyer schien unberührt und war doch in seiner geduckten Gradheit die Verkörperung der aufrührerischen Stadt.

Von Avelke hatte der Hauptmann kaum noch gehört. Frau Elke Wichert war zu Johannes Lüneborg gezogen, der ein Freund ihres Vaters und Amtmann der Hamburger auf der Insel O an der Elbmündung war. Dort lebte sie einsam, auch als der Herbst übers Land schritt und der Winter nahte. Sie fürchtete und haßte die Stadt nach dem, was sie dort an Schmerz erlitten hatte, und war furchtsam beglückt über jeden Tag, den sie in der Stille am Meer mit ihrem Kind verbrachte.

Es hatte bittere Zwiste zwischen Mutter und Tochter gegeben, als Avelke mit den Reitern über Land gefahren war. Jetzt waren die beiden einander wieder nahe; das Mädchen hatte nach Herzog Geerds Tod wieder Jungfrauentracht angelegt, und Frau Elke versuchte das Unstäte an ihm zu dämpfen und Avelke ihrem Herzen und ihrem Glauben zu gewinnen.

Viel Kurzweil gab es nicht auf der Insel, auch hatte der Herbst früh begonnen und lag hart und kalt überm Tiefland.

Klaas Wessel war unter dem Hamburger Kriegsvolk, das den festen Turm für die Stadt hielt. Heino Brand war zum Winter nach England gereist und hatte seinen Schreiber bis Fasten auf halbes Brot gestellt; da hatte er sich anwerben lassen und war als Führer einer Zehnerschaft nach dem Neuwerk auf Ö geschickt. Er kam zuweilen in das Haus des Amtmanns, um alte Lieder zu schlagen und Beifall für neue zu gewinnen, aber er blieb ein ruhiger Gast, der keinen Frieden brachte.

An einem grauen Tag holte ihn Avelke vom Haus der Knechte herüber; Herr Johann Lüneborg hatte sie in gichtiger Langeweile nach dem Spielmann gefragt, nun wollte sie ihn überraschen.

Wessel hatte die Fiedel umgehängt; es war, als klängen die Saiten aufreizend im Wetter. „Wo ist Euer Reiter geblieben, Jungfer? Wär's nicht ein Tag, um den Atem zu verlieren?"

Tanggeruch fuhr übers Watt. Der Himmel dunkelte von einem aufziehenden Wetter.

„Meine Mutter würde sich sorgen, blieb ich lange aus!"

„Ihr versteht mich nicht!"

„Was wollt Ihr von mir?"

„Es ist noch alles wie vordem in der Stadt Hamburg." Wessels Lippen waren bleich, nur die Augen gingen scharf und ruhlos. „Wie habt Ihr vom Aufruhr geredet, Jungfer, als Ihr ein Knabe wart."

„Es ist Sache der Männer, zu halten, was wir ausmachten."

(Fortsetzung folgt.)

S. O. S. — Eisbrecher!

Skizze von Otto Bertram-Oldenburg.

Schneidender Wind wehte über die Ostsee und hatte in den letzten Tagen starke Schneefälle mit sich gebracht. Die strenge Kälte dauerte schon fast vierzehn Tage an. Vom Bottnischen und Finnischen Meerbusen hatte man schon seit einigen Tagen Nachricht, daß sie von einer starken, geschlossenen Eisdecke überzogen seien und jeglichen Schiffsverkehr unterbänden. Die russischen und finnischen Häfen in diesen Gewässern waren blockiert. Wie zur Zeit des Weltkrieges, da finnische Freiwillige den weiten und beschwerlichen Marsch über den zugefrorenen Meerbusen wagten, um als Soldaten im deutschen Heere gegen die Russen kämpfen zu können, war die ganze nördliche Ostsee vereist.

Telegramme für den Schiffsverkehr meldeten auch schon Eisgefahr auf der Höhe der Insel Gotska Sandö und an der schwedischen Küste. Untätig liegt unser Eisbrecher an der Mole. Die Kessel stehen unter Dampf. Das Schiff ist ständig klar zum Auslaufen. Heulend pfeift der Wind durch die entblätterten Uferbäume. Zwei Hafenarbeiter gehen an Land auf und ab und schlagen sich die Arme um die Schultern, um nicht vor Kälte zu erstarren. Der hartgefrorene Schnee knirscht unter ihren Füßen. Es ist stockdunkel geworden. Von den Lampen am Kai fallen Lichtbündel auf die glitzernde Schneedecke.

Die Schiffsglocke schlägt zwei Glas. Es ist neun Uhr abends. Weithin dröhnt der Klang der schweren Glocke durch die winterliche Stille. Ein Telegraphenbote kommt längsseit und ruft herüber: „Telegramm für den Eisbrecher!" Ich öffne und lese: „Dampfer im Eis fest. 58 Grad 15 Minuten Breite, 17 Grad 15 Minuten Länge." Da wurde es lebendig an Bord. Wetterharte Gestalten erscheinen an Deck, der Kapitän geht auf die Brücke. „Achtung, Leinen los, Maschinen halbe Fahrt voraus", ertönt das Kommando. Mit Mühe gelingt es, die steifgefrorenen Leinen von den Pollern zu lösen. Sie schlagen klatschend ins Wasser und werden schnell eingeholt. Große Fahrt! Der Kolbenschlag der Maschine dröhnt dumpf. Zischend fährt der überschüssige Dampf aus einem Rohr am Schornstein ins Freie. Der Heuler läßt einen langgezogenen Ton hören, — bald wird das Molenfeuer passiert, und hinaus geht's in die freie See.

Kein Stern steht am Himmel. Es ist dunkle Winternacht. Rund 325 Seemeilen ist der in Seenot befindliche Dampfer entfernt. Das bedeutet eine Fahrt von mindestens 30 bis 35 Stunden. In der südlichen Ostsee gibt es noch freies Wasser. Die Fahrtgeschwindigkeit beträgt 12 Seemeilen in der Stunde. Der Wind hat etwas aufgefrischt. Die ersten Spritzer kommen an Deck. Doch es ist kein Wasser, sondern ein Schneebrei, der auf der Meeresoberfläche schwimmt und sich an Bord sofort zu Eis verwandelt. Bald hängen dicke, lange Zapfen an den Stangen und an den Schutzketten auf der Back. Die Steuerbord-Bordwand wird höher. Sie wächst durch den Schneebrei wie eine Mauer hoch. Die Brückennock ähnelt einem Eishaus. Wo die Spritzer unsere Kleidung treffen, entsteht eine Art Eispanzer. Gefährlich ist der Gang übers Oberdeck. Die Glätte und das ziemlich stark schlingernde Schiff erfordern Aufmerksamkeit und Gewandtheit. In der undurchdringlichen Finsternis wird die Sicht noch durch einsetzendes Schneegestöber verringert. Die Wache sitzt unter der Back und spielt, wie dies nun einmal an Bord üblich ist, Skat. Der Mann am Ruder sieht scharf auf den Kompaß und steuert genau den befohlenen Nordnordost-Kurs.

Nordöstlich von Bornholm bedecken schon riesige Eisschollen weithin die Meeresoberfläche. Wie große weiße Schwäne glänzen sie in der für einen Augenblick durchbrechenden Sonne. Jede Berührung mit ihnen erschüttert den Eisbrecher bei seiner hohen Fahrt in allen Fugen. Doch wir sind stark, die Eisschollen sollen uns nicht trotzen. Wir müssen helfen. Das Signal S. O. S. weckt in jedem Seemann sofort Pflicht- und Ehrbewußtsein. Weiter geht es. Unsere Fahrt beträgt nur noch 7 Seemeilen. Wir haben gerade Kurs auf einen Segler, der im Eise festliegt und ein Notsignal gesetzt hat. Er kam mit einer Steinladung von Karlskrona. Trotz unserer langsamen Annäherung bekommt der Segler, der schon etwas leck ist, einen harten Stoß von einer Eisscholle, so daß er seitlich stark Wasser macht und vor unsern Augen langsam in die Tiefe geht. Die aus fünf Mann bestehende Besatzung rettet sich aufs Eis und wird von uns an Bord genommen. Nach ihren Angaben saßen sie schon 5 Tage fest. Der sechste der Besatzung, ein kleiner, häßlicher langhaariger Hund, scheint ob dieses Mißgeschicks sichtlich erfreut zu sein, denn er wedelt vergnügt mit dem Schwänzchen und läßt sich zappelnd an Bord heben. Als wir die nötigen Formalitäten aus Anlaß des Unterganges erledigt und den genauen Schiffsort festgestellt haben, geht es weiter, unserem Ziele zu.

Das Vorschiff unseres Eisbrechers ist inzwischen weiter vereist. Unsere unfreiwilligen Gäste sitzen bei gutem Essen und einem steifen Grog unter Deck. Die Maschine ächzt und stöhnt zu Zeiten schon gewaltig, wenn es gilt, größere, zusammenhängende Eisfelder zu durchstoßen. Schon wird es wieder dunkel. Die Nacht verläuft ohne Störungen. Nennenswerte Hindernisse kommen uns nicht in den Weg. Als die ersten Sonnenstrahlen aufblitzen, sehen wir in geringer Entfernung etwas Zappelndes auf dem Eise. Beim Näherkommen erkennen wir zwei Seehunde, von denen der eine schnellstens in der kalten Flut verschwindet, während das andere Tier ängstlich Kopf und Hals hin und her bewegt und uns fast flehend ansieht. Bei der langsamen Fahrt erkennen wir bald den Grund. Neben dem Muttertier liegt auf der blutbedeckten Eisscholle ein kleines Seehundbaby, das auf seiner eisigen Unterlage durchaus kein Unbehagen zu verspüren scheint. Wir halten einen Augenblick, um das Mutterglück zu beobachten und drehen dann ab, damit das treue Tier nicht länger in Angst zu schweben braucht.

Auf unsere Anfrage erhalten wir jetzt funkentelegraphisch den genauen Schiffsort des im Eise steckenden Dampfers. Auch wir geben unsern Standort an. Doch je näher wir kommen, desto unüberwindlicher wird die Eisbarre. Die Maschine ächzt, Donnern, Krachen, Heulen und Pfeifen des berstenden Eises bilden die schauerliche Begleitmusik. Bei jedem Riß in der glatten Eisdecke läßt sich ein langanhaltendes sirenenartiges Pfeifen vernehmen. Endlich sehen wir das gefährdete Schiff. Doch hier, auf der Höhe des Arkesunds, haben wir mit stärkstem übereinandergeschobenem Packeis zu kämpfen. Ein wohl mehrere Fuß starker Wall versperrt uns den Weg. Langsam, unendlich langsam kommen wir vorwärts. Oft müssen wir rückwärts gehen, um dann mit neuer Kraft gegen die Eiswand zu stoßen. Wie ein wütender Stier berennt unser Eisbrecher die Sperre. Furchtbare Erschütterungen gehen durchs Schiff; es zittert und bebt.

überschüssiger Dampf zischt ins Freie. Scheinbar hoffnungslos scheint die Lage des gefährdeten Schiffes. Signale werden gewechselt. Meter um Meter geht es vorwärts. Sollten wir doch noch unverrichteter Sache umkehren müssen? Nie und nimmer! Wir kommen als Retter. Wir wollen helfen. Es muß gehen, dennoch! Gewaltige Eisblöcke werden zerbrochen und überfahren. Wild wirbeln sie in unserer Fahrtrinne vom Schraubenwasser durcheinander, diese gleich wieder füllend. Volle sechs Stunden arbeiten wir daran, die kurze Entfernung zu überwinden.

Wieder läßt sich ein besonders heftiges Donnern und Krachen vernehmen. Im selben Augenblicke aber tönen uns Hurrarufe von der an Deck stehenden Besatzung des Dampfers entgegen. Der Dampfer, der etwas Schlagseite hatte, richtet sich auf. Frei ist er aus der Umklammerung. Vorsichtig brechen wir das Eis um den Dampfer herum auf und setzen uns wieder vor ihn. In der kleinen Ruhepause, die wir uns gönnen, steigen wir über die Eisschollen an Bord des befreiten Dampfers, wo in Kürze die Lage und die Weiterfahrt besprochen ist. Strahlende Gesichter und kräftiger Händedruck empfangen uns. Doch unter Seeleuten gibt es keine langen Dankesbezeugungen. Nach einer Viertelstunde stehen wir wieder auf der Brücke unseres Eisbrechers, denn längerer Aufenthalt brächte auch für uns unweigerlich die furchtbare Gefahr des Einfrierens mit sich.

Volldampf voraus! Der Dampfer folgt dicht hinter uns im Kielwasser. Wir nehmen Kurs auf Swinemünde. Als wir nach anderthalb Tagen dort eintreffen und etwas hart am Kai anlegen, schüttelt sich unser Eisbrecher wie ein nasser Pudel. Eiszapfen und Eisverzierungen prasseln auf Deck. Doch unser braves Schiff ist von außen kaum wiederzuerkennen. Die Eismassen haben es jeder Farbe beraubt. Blankgescheuert ist es von vorn bis hinten.

Und als wir dann abends mit der andern Besatzung zusammen beim steifen Grog sitzen, sprechen wir von anderen Dingen, mancher Seemann aber muß danach mit Schlagseite sein „Trockendock“ aufsuchen.

Venus, die Rachegöttin.

Eine tragikomische Geschichte von **Percy R. Sheffield.**

„Ja, Percy“, sagte mein Freund Allan Hyde, der Richter, „es ist schon so: Wenn man sich schon einmal entschlossen hat, Einbrecher zu werden, dann soll man sich auch jeglichen Anstandsgefühles und sonstiger Hemmungen entledigen. Sonst wird das doch nichts.“

„Meinst du damit, daß unsere Einbrecher zu anständig sind?“ fragte ich.

Allan brannte seine Pfeife an. „Nein, das hat niemand behauptet, Percy. Ich meine nur: Wenn ein Verbrecher moralische Anwandlungen bekommt, fliegt er dafür auch herein.“

„Ist dir ein solcher Fall vorgekommen, Allan?“

„Sicher, Percy! Laß dir erzählen. Ich habe gestern eine Einbrecherbande, zwei Männer und eine Frau, verurteilt. Ich habe jedem Zuchthaus von mindestens einem bis zehn Jahren gegeben. Weißt du, wer die drei den Policemen in die Hände gespielt hat? Venus!“

„Venus? Der Stern oder die Göttin?“

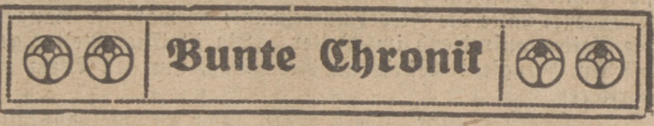
„Die Göttin. Oder doch besser: Das Moralgefühl des einen der drei. Die Bande hatte herausbekommen, daß in einem Vorort von Los Angeles in einer Villa die Besitzer verreist waren. Sie dachten sich: In Ordnung, da steigen wir ein!“ Allan zog nachdenklich an seiner Pfeife.

„Nennst du solch eine Handlungsweise übertrieben moralisch, Allan?“ warf ich ein.

„Keineswegs, Percy. Wart ab! Die drei steigen also ein, machen seelenruhig Licht und schauen sich um, wo etwas Mitnehmenswertes zu greifen ist. ‚Damned!‘ ruft da der eine, der durch eine Seitentür getreten ist, und zeigt auf ein Bild an der Wand, ‚das ist doch wirklich toll!‘ Das Bild aber stellte eine Venus dar, wie —, na, wie in der Malerei eine Venus eben dargestellt zu werden pflegt. Von Kunst im allgemeinen und Malerei im besonderen verstand unser Einbrecher aber nicht viel, und so brüllte er nur: ‚Da sieht man einmal die Moral der reichen Leute!‘ Dann ballte er die Faust und zerschlug das Glas des Bildes. Und das hätte er nicht tun sollen.“

Ich mußte lächeln. „Warum gerade dies nicht, Allan?“

„Warum nicht? Sehr einfach, Percy!“ Allan legte die Pfeife zur Seite. „Der Mann schlug sich in seiner Moralaufwallung die rechte Hand blutig und verband sie notdürftig mit seinem Taschentuch. Die drei beendeten dann erfolgreich ihren Raubzug und verließen die Villa auf dem Wege, auf dem sie gekommen waren. Ein paar Straßen weiter begegneten ihnen zwei Policemen. Dem einen von ihnen kam das blutige Taschentuch verdächtig vor. Die drei wurden angehalten, ihre Koffer untersucht, und dabei stellte es sich heraus, weshalb das Kleeblatt zu nächtlicher Stunde durch die Straßen wandelte. So kamen sie ins Polizeigefängnis, und Venus — oder die Moral, wenn du willst — war schuld daran.“



Formwahrnehmung bei Bienen.

Die Physiologie der Sinneswerkzeuge ist heute so weitgehend untersucht, daß man auf diesem Gebiete wenig Neues mehr erwarten wird. Und doch treten immer wieder bisher noch unbekannte Tatsachen ans Tageslicht. So berichtet beispielsweise in der „Zeitschrift für vergleichende Physiologie“ G. Zerrahn über bemerkenswerte Versuche über das Formwahrnehmungsvermögen von Bienen. Die Genannte stellte die Tiere vor die Wahl zwischen wenig und stark unterteilten Feldern von Schwarz und Weiß. Die am stärksten unterteilten stellten Schachfiguren, blumenähnliche Sternbilder, Felder mit abwechselnd schwarzen und weißen parallelen Streifen und dergleichen dar. Es ergab sich dann, daß die Bienen eine ausgesprochene Vorliebe für Figuren mit stark wechselnden Umrissen an den Tag legten. Bei ihnen empfängt das aus zahlreichen Fazetten bestehende Auge eine größere Anzahl Reize als bei einfacheren Figuren, so daß jene auf die Bienen einen stärkeren Eindruck machen als weniger komplizierte Figuren. — In dasselbe Gebiet fallen Versuche von E. Wolf, der Bienen in einem dunklen Raum eine Anzahl aufblitzender und wieder erlöschender Lichter sehen ließ. Die Tiere sammelten sich dann um jene Lichtquellen, die innerhalb einer bestimmten Zeit am häufigsten aufblitzten. Biologisch gesehen, bedeutet dies, daß Bienen, die über ein Feld sich bewegender Blüten fliegen, diese in ihren Umrissen nicht genau erkennen, sondern von ihnen nur den Eindruck wiederholter Lichtblitze erhalten, wobei dann die Blumen mit den am stärksten ungeteilten Umrissen den Gesichtssinn der Tiere am stärksten reizen und diese daher auch am stärksten anlocken.



Popularität.

Fünf Minister des vom Throne gejagten zehnten Karl von Frankreich sollten ins Gefängnis nach Ham gebracht werden. Unterwegs wurden sie vom Pariser Pöbel auf das schwerste beleidigt, so daß es den Anschein hatte, man wolle sie lynchen.

Die meisten „Ehrungen“ genoß der Graf Polignac. Hier hieß es: „Ins Wasser mit dem Lumpen! Aufs Schafott mit dem Kerl! Nieder mit dem Hund!“

Seine Kollegen nahmen ihn in die Mitte, um ihn zu schützen.

Da lächelte Monsieur Polignac, indem er meinte: „Liebe Freunde, ihr gönnt mir wohl meine Popularität nicht?“

Freundinnen.

„Findest du nicht auch, Helga, daß ich in diesem Hut zehn Jahre jünger aussehe?“

„Wie Achtundzwanzig!“

„Mit oder ohne Hut . . .?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke, gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.